

Diese Basler kehren zurück zum Flächenverbrauch der 60er-Jahre

Wohnen auf 34 Quadratmetern Die Gründer des Lena-Hauses wollen Antworten geben auf drei grosse Probleme unserer Zeit: Wohnungsknappheit, Klimawandel und Einsamkeit. Gelingt das?



Susanna Szigeti und Christian Müller nehmen uns mit auf einem Rundgang durchs Lena-Haus. Fotos: Kostas Maros



Viele Bewohnende teilen sich ein gemeinsames Badezimmer.

Katrin Hauser

Susanna Szigeti freute sich wie ein kleines Kind. Nur eine Matratze hatte sie dabei, als sie im Mai 2023 als Erste ins Lena-Haus zog – Lena, die Abkürzung für «Lebenswerte Nachbarschaft». «Sobald ich den Schlüssel in der Hand hielt, konnte ich keinen Tag länger warten.» Die bunten Fähnchen, die vor dem Lena-Haus flattern, verraten, dass dieses Gebäude in der Basler Westfeldsiedlung ein bisschen anders sein will als die typische städtische Wohnüberbauung.

Die Gründer und Gründerinnen wollten mit dem Haus Antworten geben auf drei drängende Probleme unserer Zeit: Wohnungsknappheit, Klimawandel und Einsamkeit. Eineinhalb Jahre nach Einzug der Bewohner fragen wir: Hält die genossenschaftliche Utopie, was sie verspricht?

Szigeti war schon Teil der Genossenschaft, als die ganze Szenerie noch einer riesigen Baustelle glich. Weil sie das Konzept so sehr begeisterte. Anders Christian Müller, ebenfalls ein Lena-Bewohner, der aber vielmehr durch Zufall auf die Genossenschaft gestossen ist. Er lacht kurz auf und sagt: «Hätten meine Frau und ich keine Kinder, würden wir wahrscheinlich im Clara-Turm wohnen.»

Keine anonyme Überbauung bitte

Szigeti und Müller nehmen uns mit auf einen Rundgang durch die Liegenschaft, die geprägt ist von der Idee, dass der Einzelne wenig Platz braucht, dafür aber die Gemeinschaft viele Räume und Dinge teilen soll. Eine der

Visionen hinter Lena: zurückzukehren zum Flächenverbrauch pro Person, wie er in den 60er-Jahren in der Schweiz üblich war. Szigeti ist als Single zur Bescheidenheit angehalten. Sie bewohnt 34 Quadratmeter. Wohnzimmer, Küche und Garderobe verschmelzen zu einem Raum. Das Schlafzimmer ist gerade einmal 11 Quadratmeter gross.

«Es ist so unkompliziert. Ich finde, es gibt nichts Besseres, als so zu wohnen.»

Susanna Szigeti
Die erste Bewohnerin des Lena-Hauses

Als sie es das erste Mal gesehen habe, habe sie sich gefragt: «Wie soll ich da Bett und Schrank unterbringen?» Eigentlich funktioniert das aber sehr gut. «Man muss sich den Platz eben gut einteilen.»

Szigeti nimmt die bescheidenen Verhältnisse in Kauf und erhält dafür etwas, was ihr wichtiger ist als Platz für sich selbst. Sie scherzt mit dem Mädchen, das in der Wohnung nebenan wohnt und ganz vernarrt ist in ihren Hund Indra. Spontan laden

zwei Frauen via Haus-Chat zum gemeinsamen Glace-Essen ein.

Vor einigen Monaten habe sie so stark aus der Nase geblutet, dass sie notfallmässig ins Spital musste, und da habe Nachbar Urs auf Indra aufgepasst – einfach so, als wäre es selbstverständlich. Szigeti strahlt. «Dieses Gemeinschaftliche gefällt mir so gut. Es ist so unkompliziert. Ich finde, es gibt nichts Besseres, als so zu wohnen.»

Vor vier Jahren ist sie nach rund 30 Jahren als Körperpsychotherapeutin pensioniert worden. Und plötzlich war sie mit der Frage konfrontiert: «Wie möchte ich alt werden?» Vor allem habe sie gewusst, wie sie nicht alt werden wollte. Nämlich «irgendwo, wo nur Alte wohnen». Oder in einem «dieser anonymen Blocks, in denen sich die Leute kaum kennen».

Verschiedene grössere Überbauungen in Basel haben das Problem von zunehmender Anonymität. Man kennt sich nicht mehr. Um es zu lösen, ist sogar ein neuer Berufszweig entstanden: die Community Manager. Sie planen Events wie gemeinsames Kürbis-Schnitzen oder Grillieren, damit die Nachbarn miteinander reden.

Die Verantwortung der Gruppe

Im Lena-Haus derweil fragt man sich, ob hier nicht das Gegenteil passiert: dass das Gemeinschaftsgefühl zunehmend bedrängend wird. Dass man zu wenig Privatsphäre hat. So hat etwa jede Wohnung ein Fenster zum Hausflur hinaus. Es gibt Balkonpasserellen, auf denen man entlangspaziert und direkt ins Wohnzimmer der Bewohne-

rinnen sieht, weil alles verglast ist. Szigeti sieht darin kein Problem. «Wir wollten dieses Durchlässige so haben.» – «Wer nicht möchte, dass jemand in seine Wohnung sieht, kann natürlich Vorhänge montieren», sagt Müller.

Tatsächlich haben das auch viele der Bewohner und Bewohnerinnen so gemacht. Natürlich berge diese Durchlässigkeit auch ein gewisses Konfliktpotenzial, sagt er. Wenn sich jemand beispielsweise beobachtet fühlt durch eine Person. Insgesamt aber funktioniere das Sich-Abgrenzen ganz gut. «Einige der Bewohner würde ich als eher introvertiert beschreiben, und ich habe nicht den Eindruck, dass sie unter der Gemeinschaft leiden.»

Eine Frage, die Müller wesentlich mehr beschäftigt, lautet: «Wie gehen wir mit den Menschen um, denen es nicht gut geht, die aber in Kontakt bleiben möchten? Welche Verantwortung trägt die Gruppe?» Es sei ja nirgends explizit festgehalten, «wie wir konkret zueinander schauen». Er wolle vom Leben im Lena-Haus nicht das Bild einer heilen Welt zeichnen, nur weil er selbst hier sehr zufrieden sei, sagt Müller nachdenklich: «Es gibt sicher auch Bewohnerinnen, die vielleicht etwas enttäuscht sind, weil sie sich beispielsweise gewünscht hätten, mehr aufgehoben zu sein.»

Er erzählt jedoch auch von Bewohnern, die Nachbarn in schwierigen Lebenssituationen geholfen hätten, ihre Wohnungen aufzuräumen und zu putzen. Es ist eine Solidarität im Lena-Haus spürbar, die weit über das hinausgeht, was man in anderen frisch bezogenen Wohnüberbau-

ungen erlebt. Die Lena-Charta hält fest, dass alle erwachsenen Bewohner für die Gemeinschaft arbeiten. Sie haben 45 «Lena-Stunden» pro Jahr zu absolvieren. Einige kümmern sich um die Pflanzen auf den Gemeinschaftsbalkonen, andere um die Sauberkeit in den Gemeinschaftsräumen. Szigeti begrüsst als Teil der Betriebsgruppe «Willkommenskultur» Neuankommende im Haus.

Ein Abbild der Basler Bevölkerung sind sie nicht

Das Lena-Haus wird von den Bewohnerinnen selbst verwaltet. Es gibt Betriebsgruppen für die Bibliothek, den Waschsalon, Feste und Traditionen oder auch «gelingende Kommunikation», in der Christian Müller sitzt. – «Gelingend, das ist das Stichwort», sagt er und schmunzelt. Hin und wieder würden Probleme bei ihnen landen, die mit Kommunikation eigentlich nicht viel zu tun hätten, sondern einfach bitte «gelingen» sollten. Die Gruppe kümmert sich vorderhand um Konflikte zwischen einzelnen Bewohnern, Geschimpfe im Hauschat, unordentliches Hinterlassen von Gemeinschaftsräumen – um das Übliche eben.

Für den Fall, dass es eskaliert, gibt es eine externe Schlichtungsstelle. Bislang hätten sie diese nicht beziehen müssen.

Also gelingt bisher alles? Müller und Szigeti denken nach. «Die Durchmischung», sagt Müller schliesslich. «Die gelingt nicht.» Ursprünglich wäre das Ziel gewesen, die Bevölkerung des Kantons Basel-Stadt abzubilden – «und das schaffen wir ganz klar nicht. Das ist aus meiner Sicht das grösste

Manko.» Dass Menschen mit Migrationshintergrund in Genossenschaften oft untervertreten sind, ist ein Missstand, der die Basler Politik schon länger beschäftigt.

Ein Teil der Erklärung liegt womöglich darin, dass Bewohner in älteren Genossenschaften noch relativ konservativ sind. Doch die Lena-Genossenschaft ist jung und weltoffen. Sie hat sich aktiv bemüht, auch ausserhalb der Genossenschaftsnetzwerke Bewohnerinnen zu finden. Es gibt sogar einen «Mietzins-Ausgleichsfonds», um auch Menschen aus finanziell schwierigen Verhältnissen aufnehmen zu können.

Wieso gelingt es ihr nicht, Migranten zu erreichen? Sind die Lena-Bewohner letztlich eben doch ein Club Gleichdenkender, die mit ihren ökologischen und gemeinschaftlichen Grundsätzen auch Leute abschrecken, die sie eigentlich gerne dabei hätten? So schreibt die Lena-Charta etwa eine Lebensweise auf «vergleichsweise kleinem ökologischen» Fussabdruck vor. Wohnungsanwärter ohne eigenes Auto werden bevorzugt. Die Bewohner sollten sich ausserdem möglichst von Bauernhöfen aus der Region versorgen lassen. Setzt die Genossenschaft zu enge ideologische Richtlinien?

Szigeti und Müller verneinen. Er habe anfangs Angst gehabt vor einer «Überideologisierung», sagt Müller. – «Ja, ich auch», fällt Szigeti ein. «Ich habe mich gefragt, ob ich dann nur noch im Reformhaus einkaufen darf und nicht mehr in der Migros.» Sie lacht. Dem sei nicht so. Sie seien im Lena-Haus nicht dogmatisch unterwegs, versichern beide.